

STAR TREK NEW FRONTIER



Mörderisches Spiel

PETER DAVID

Nach ihrer Ankunft auf dem Planeten mietete sie einen Grav-Wagen, um unabhängiger zu sein. Die Kolonie, auf der sie ihre ersten Lebensjahre verbracht hatte, war seitdem zwar größer geworden, aber noch längst keine Metropole. Mit dem Grav-Wagen konnte man die Siedlung innerhalb eines Tags durchqueren. Streng genommen hätte sie auch zu Fuß gehen können. Seven war nicht in Eile, aber sie wollte auch nicht trödeln.

Sie stieg in den Wagen und verstaute ihre wenigen Habseligkeiten im Gepäckfach. Ein bisschen Kleidung und Holo ihrer ehemaligen Kameraden. Die nahm sie immer mit, wenn sie verreiste. Sie hatte fast keine Familie mehr, deshalb hatten ihre ehemaligen Mannschaftskameraden ihren Platz eingenommen. Es tröstete Seven, sie in ihrer Nähe zu wissen, auch wenn es sich nur um Bilder handelte.

Seven lenkte den Wagen auf die Hauptstraße. Sie fuhr nur selten. Das letzte Jahr hatte sie hauptsächlich an der Sternenflottenakademie in San Francisco verbracht und hatte fast alle Wege zu Fuß zurückgelegt. Größere Entfernungen hatte sie mit Transportern überwunden. Davor war sie auf dem Raumschiff gewesen, wo man auch keine Autos benötigte. Trotzdem stellte der Grav-Wagen sie nicht vor Herausforderungen und nach wenigen Minuten fuhr sie bereits sicher die Straßen entlang. Sie fuhr langsamer, wenn Fußgänger vor ihr die Straße überquerten. Sie nickte ihnen grüßend zu und sie erwiderten es, indem sie sich an die Hutkrempe tippten. Hüte waren auf Tendara allgegenwärtig, denn die Sonne konnte sehr hell und sengend sein.

Die Gebäude waren unscheinbar mit abgerundeten Ecken und maximal zwei Stockwerken. Zweckmäßigkeit war auf Tendara wichtiger als Stil. Seven nahm an, dass die Kolonie, wenn sie noch weiter wuchs, die spartanischen Gebäude irgendwann durch prächtigere und größere ersetzen würde. Ihr selbst war das egal, aber sie wusste, dass viele Leute das anders sahen. Sie hoffte, dass sie eines Tages wie diese Leute sein würde. Das wollte sie unbedingt. Sie wollte es so sehr, dass ihr das manchmal schon ein wenig peinlich war. Sie erinnerte sich gern an die Zeit, als sie so überwältigende Dinge wie Gefühle aus sicherer Entfernung wahrnehmen konnte. Damals war ihr Alltag sehr viel einfacher gewesen. Doch nun, da sie auf diese Gefühle zugreifen konnte, wollte Seven sie auch ausleben. Gleichzeitig schreckte sie jedoch vor ihnen zurück. Wie nannte man das noch?

Ach ja. Gemischte Gefühle. Wie treffend.

Sie wusste, dass sie an der nächsten Kreuzung rechts abbiegen musste. Sie hatte sich die Adresse eingeprägt und hätte den Weg auch ohne das eingebaute Navigationssystem problemlos gefunden. Trotzdem fuhr sie weiter geradeaus. Sie war sich nicht sicher, weshalb sie das tat. Schließlich hatte sie ein konkretes Ziel auf dieser Kolonie und es gab keinen Grund für Umwege.

Auf der anderen Seite war es sehr menschlich, etwas zu tun, für das es keinen guten Grund gab.

Sie blieb auf der Straße und schon bald wurden die Gebäude spärlicher und tauchten schließlich nur noch sporadisch auf. Das verriet Seven, dass sie die Farmergemeinschaft erreicht hatte. In der Kolonie gab es eine ziemlich offensichtliche Trennung zwischen Wissenschaftlern und Farmern und beide Gruppen betrachteten einander mit hochmütiger Geringschätzung. Die Wissenschaftler hielten die Farmer für ein notwendiges Übel. Dank Hydroponik und anderer Techniken war die Kolonie praktisch autark, deshalb konnten sich

die Wissenschaftler auf die wirklich wichtigen, sogar bahnbrechenden Errungenschaften konzentrieren, von denen eines Tages die gesamte Menschheit profitieren würde. Auf der anderen Seite hielten die Farmer die Wissenschaftler für überflüssig und verstanden nicht, weshalb diese nicht akzeptieren konnten, dass Landwirtschaft keinem höheren Zweck dienen musste. Sie brauchten die Wissenschaftler nicht, doch die Wissenschaftler brauchten sie umso mehr. Allerdings hatten die Wissenschaftler die Weiterentwicklung der Kolonie vorangetrieben und so mussten beide Gruppen irgendwie miteinander auskommen, ob es ihnen nun passte oder nicht.

Seven war die Landschaft fremd. Sie war sich relativ sicher, dass ihre Eltern sie nie in diese Gegend mitgenommen hatten. Allerdings war sie damals, als sie auf der Kolonie gelebt hatte, noch sehr jung gewesen, weshalb nicht auszuschließen war, dass ...

Sie bremste den Wagen ab und hielt dann an. Seven setzte sich aufs Dach des Wagens, der langsam auf und ab federte und leicht schwankte, wenn sie das Gewicht verlagerte.

Der Wind trug den Geruch von Weizen zu ihr herüber. Er kitzelte in ihrer Nase und weckte Erinnerungen, die sie für längst vergessen gehalten hatte. Erinnerungen, von denen sie nicht einmal gewusst hatte, dass sie sie je gehabt hatte.

Sie kletterte vom Wagen, stellte sich an die Straße und ließ den Geruch auf sich wirken. Ihre Nasenflügel blähten sich, der Geruch strömte in ihren Körper und auf einmal war sie wieder vier Jahre alt. (Kurz darauf beschlossen ihre Eltern, die Borg zu erforschen, und diese Besessenheit sorgte schließlich dafür, dass sie auf einem kleinen Schiff namens *Raven* landeten, das Sevens neues Zuhause wurde). Ihre Mutter hatte sie hierhergebracht – sie konnte sich nicht erklären, weshalb sie sich bisher nicht daran erinnert hatte –, damit sie den frisch geernteten Weizen riechen konnte. Das war so lange her und Seven war im wahrsten Sinne des Wortes damals ein anderer Mensch gewesen, doch die Erinnerung traf sie mit einer solchen Wucht, dass sie taumelte. Sie konnte sich kaum noch auf den Beinen halten und musste sich an den Grav-Wagen lehnen, sonst wäre sie gestürzt.

Seven wurde wieder zum Kind. Sie sah zu ihrer Mutter empor, die das schönste Lächeln der Welt hatte. Erin Hansen strahlte ihre Tochter an. In Sevens Erinnerung war Erin riesengroß, obwohl ihr bewusst war, dass das nicht wirklich der Fall gewesen war. Trotzdem erinnerte sie sich so an ihre Mutter: eine unglaublich geduldige Frau voller Energie, die sehr gut zu Sevens Vater, einem Sinnbild der Stärke und Unverwundbarkeit, passte. Sie würden immer für ihre Tochter da sein, daran gab es keinen Zweifel. Und an diesem besonderen Tag, den der Geruch des Weizens zu Seven zurückgebracht hatte, lachte ihre Mutter und sagte: »Eines Tages wird das alles dir gehören, Anni.«

Das war natürlich nur ein Scherz, aber die junge Annika hatte das nicht verstanden. »Ooooooh«, hatte sie gesagt. Die Vorstellung, dass alles, was sie vor sich sah, einmal ihr gehören würde, hatte ihre Fantasie angeregt. Sie hatte sich sofort Pläne für dieses riesige Feld ausgedacht, angestachelt vom Geruch des Weizens. Das Feld schien mehr Möglichkeiten zu bieten, als sie sich vorstellen konnte.

Ihre Mutter war längst tot, ebenso ihr Vater, aber das Weizenfeld war noch da. Sie wusste nicht, wie viel Weizen hier geerntet worden war. Die Prinzipien der Wechselwirtschaft hatten sicherlich dafür gesorgt, dass hier auch andere Pflanzen angebaut worden waren. Doch nun stand hier Weizen, und sie war hier und wurde von Traurigkeit

überwältigt und von der Sehnsucht nach einer Zeit, die für immer verloren war.

Und da kamen ihr die Tränen, mit denen sie nicht gerechnet hatte. Zuerst rannen sie vereinzelt aus ihren Augenwinkeln über die Wangen, dann flossen sie in Strömen. Sie hätte sich am liebsten die Nase abgeschnitten, damit sie den Weizen nicht mehr riechen musste, aber es war zu spät. Die Erinnerung war zu stark. Sie hatte sich so in ihrem Kopf festgesetzt, dass Seven sich mit einer Schaufel den Schädel hätte zertrümmern müssen, um sie wieder loszuwerden. Der Gedanke wurde mit jeder Sekunde verlockender.

»Verdammt«, flüsterte sie, während sie versuchte, sich die Tränen mit dem Handrücken abzuwischen. Doch sie flossen immer weiter. »Verdammt.«

»Man darf nicht fluchen.«

Seven zuckte zusammen und keuchte überrascht auf. Früher wäre eine solche Reaktion undenkbar gewesen. Nichts hatte sie überrascht. Sie hatte ein neues Objekt, egal um was es sich dabei handelte, nur angestarrt, katalogisiert und sich wieder ihren Aufgaben zugewandt. Zusammenzucken, keuchen – diese extrem menschlichen Reaktionen waren für sie ungewöhnlich.

Als sie sich umdrehte, hob sie unwillkürlich die Arme, als befürchte sie, sich gegen die Person, die den Satz ausgesprochen hatte, wehren zu müssen. Sie verharrte mit seitlich zum Schlag erhobenen Händen.

Ein Kind sah zu ihr hinauf. Ein kleines, blondes Mädchen mit neugierigem Blick, das nicht einmal ansatzweise bedrohlich wirkte. Sie schien sich der Tatsache, dass Seven eine Verteidigungshaltung eingenommen hatte, nicht bewusst zu sein, wahrscheinlich, weil sie noch nie auf die Idee gekommen war, dass sich irgendwer – egal unter welchen Umständen – von ihr eingeschüchtert fühlen könnte. »Das sagt jedenfalls meine Mutter immer. Dass man nicht fluchen darf.«

Einen Moment lang sah sich Seven durch die Augen des Mädchens, das sich sichtlich über ihre seltsame Körperhaltung wunderte. Es streckte zögernd seine Hand aus, in der Annahme, dass Seven sie mit ihrer Haltung zu einem Händeschütteln auffordern wollte. Seven entspannte sich mühsam, ließ langsam die rechte Hand sinken und ergriff vorsichtig die des Mädchens. Dessen Hand lag schlaff in ihrer. Das Mädchen hatte noch nicht gelernt, wie man anderen die Hand gab. »Ich bin Seven. Deine Mutter ist sehr klug.«

»Danke«, sagte das Mädchen höflich. »Und das ist ein sehr seltsamer Name.«

Ein einfaches »Ja, das stimmt« schien die beste Antwort darauf zu sein. Sie ließ ein »Und wie heißt du?« darauf folgen.

»Caroline.«

»Caroline.« Sie ließ den Namen über ihre Zunge rollen, als wollte sie ihn ausprobieren. Sie ließ die Hand des Mädchens los und fragte forsch: »Wie alt bist du, Caroline?«

»Sechs«, sagte das Mädchen stolz und hielt alle fünf Finger der einen Hand und einen der anderen hoch. Dann ließ sie die Hände sinken und musterte Sevens Gesicht. »Hast du geweint?«

»Ich habe mich nur an einige Dinge erinnert.« Sie wischte sich die letzten Tränen vom Gesicht.

»Traurige Dinge?«

»Nein. Aber es waren Dinge, die mich traurig gemacht haben, weil sie lange her sind

und ich sie vermisse. Ich habe allerdings bis gerade nicht einmal gewusst, dass ich sie vermisse.«

»Okay«, sagte Caroline, wirkte aber etwas verunsichert.

Seven seufzte. »Sechs Jahre. Als ich so alt war, lebte ich auf einem Raumschiff.«

»Einem Raumschiff?« Als Seven nickte, leuchteten die Augen des Mädchens. »Ich wollte schon immer auf ein Raumschiff. Ich will weit weg fliegen. Hier ist es nicht schön. Es ist langweilig. Aber meine Eltern ...« Carolines Miene verdunkelte sich. »Sie wollen, dass ich hierbleibe. Sie sagen, dass es im Weltraum gefährlich ist.« Die Aufregung kehrte in ihren Blick zurück. »Aber ich glaube, dass es da ganz toll ist. Ist es da toll?«

Seven kniete sich sehr langsam hin, sodass sie auf Augenhöhe mit dem Mädchen war. »Ja, es ist dort toll. Aber deine Eltern sagen die Wahrheit. Du solltest auf sie hören. Es gibt Gegenden im All, in denen du unvorstellbare Wunder sehen kannst, aber auch Schrecken, die deine Seele erstarren lassen würden. Es ist nicht sicher dort draußen. Der Weltraum ist wunderschön und steckt voller Schätze, die all deine Sehnsüchte, die kühnsten wie die grauenvollsten, stillen könnten. Aber er ist nichts für Ängstliche.«

»Ich kenne viele dieser Worte nicht, aber ›ängstlich‹ schon. Ich bin nicht ängstlich.«

»Nein, das bist du nicht. Aber du bist auch noch nicht für den Weltraum bereit. Du bist zu jung und dein Leben ist eine leere Leinwand, auf der alles möglich ist.« Ihre Stimme wurde ernster und dunkler. »Du weißt nicht, dass etwas dir deine Eltern wegnehmen könnte. Du hast dir noch nie Gedanken darüber gemacht, dass dir der Tod oder ein noch schlimmeres Schicksal drohen könnte. Bevor du deine Heimat verlässt, solltest du das abwägen und erkennen, was du alles riskierst. Vielleicht sogar deine Seele. Wenn du Pech hast, wirst du sie verlieren und nie wiederfinden.«

Caroline wich vor ihr zurück. Ihre Unterlippe zitterte und Seven erkannte auf einmal reumütig, dass sie das Kind grundlos verängstigt hatte. »Warte«, sagte sie.

»Nein. Ich mag dich nicht. Du machst mir Angst.«

»Das wollte ich nicht. Ich ...«

»Caroline!«

Seven stand auf, als sie eine Frau sah, die sie für Carolines Mutter hielt. Die Ähnlichkeit war frappierend. Man sagte, dass man nur die Mutter betrachten müsste, wenn man wissen wollte, wie ein Mädchen in zwanzig Jahre aussehen würde. In diesem Fall schien das zuzutreffen, obwohl die Mutter das leicht verhärmte Aussehen einer Frau hatte, die zu viel für eine zu geringe Belohnung arbeiten musste. Carolines Mutter joggte die Straße hinauf und wirkte auf der einen Seite erleichtert, weil sie ihre Tochter gefunden hatte, auf der anderen aber auch besorgt, weil sie nicht wusste, mit wem sie da redete.

Bevor Seven etwas sagen konnte, fuhr Caroline herum, lief zu ihrer Mutter und fiel ihr praktisch in die Arme. Dann zeigte sie anklagend auf Seven. »Sie hat mir Angst gemacht.«

Die Augen der Frau wurden schmal. Sie musterte Seven, als wäre sie nicht sicher, ob sie eine Bedrohung darstellte. Mit eisiger Stimme fragte sie: »Was haben Sie meiner Tochter erzählt?«

»Ich habe ihr gesagt, dass es im All gefährlich ist, und dass sie auf Sie hören und zu Hause bleiben soll.«

»Hat sie das gesagt, Caroline?«

Das Mädchen nickte übertrieben und der Gesichtsausdruck der Mutter wurde freundlicher. »Oh. Okay, dann ... mehr haben Sie nicht gesagt?«

»Das ist alles«, versicherte ihr Seven.

»Gut. Ich bin mir sicher, dass Sie Caroline nicht aus der Fassung bringen wollten.«

Doch, das wollte ich. Ich wollte ihr klarmachen, dass sie das wertschätzen sollte, was sie hat, denn man weiß nie, wann es einem weggenommen wird. Es gibt keine Sicherheit in der Leere und man kann alles, was man kennt und liebt, mit einem Wimpernschlag verlieren. Und dann ist man allein und fühlt ein Loch in sich, das so groß wie das All ist.

»Natürlich nicht«, sagte Seven. Amüsiert dachte sie daran, dass eine Lüge früher für sie undenkbar gewesen wäre. Falschheit beherrschte sie erst, seit sie menschlicher geworden war.

»Sind Sie von hier?«

»Ich ... früher einmal.« Sie räusperte sich. »Wissen Sie vielleicht, ob Annie Kalandra noch hier lebt?«

»Ja, absolut. Ich kenne Annie. So eine nette Frau.«

»Mama!«, drängte Caroline. »Sie soll weggehen! Bitte!«

Carolines Mutter schien das, was sie für die Unhöflichkeit ihrer Tochter hielt, unangenehm zu sein, aber Seven konnte dem Mädchen keinen Vorwurf machen. Schließlich war Seven ja wirklich eine angsteinflößende Person. Ein Kind konnte das sehen, ein Erwachsener nicht.

Carolines Mutter erklärte Seven rasch, wo sie Annie Kalandra finden würde. Seven bedankte sich und fuhr davon. Dabei warf sie einen letzten Blick auf Caroline, die immer noch Arme und Beine um ihre Mutter geschlungen hatte und ihr Gesicht in deren Schulter vergrub. Sie wollte nicht einmal zufällig von Seven angesehen werden.

Was für ein Glück, dass ich an der Akademie lehre und nicht im Rekrutierungsbüro arbeite. Ich würde die Anzahl neuer Bewerber im Alleingang auf null reduzieren.

II

Annie Kalandra, eine Lehrerin, die sich auf Kunstunterricht spezialisiert hatte, lebte in einem bescheidenen Apartment, das zu einer kleinen Wohnanlage gehörte. Sie war freundlich und verhielt sich auf eine Weise, die man bei einem Mann als onkelhaft bezeichnet hätte, wofür es jedoch keine weibliche Entsprechung gab. Sie war niemandes Tante, aber in diesem speziellen Fall hatte man ihr diesen Titel vor langer Zeit wie einen Ritterschlag verliehen. Dass sie »Tante Annie« geworden war, lag an einem äußerst seltsamen Zufall: Sie war einer schwangeren Frau begegnet, die einen entspannenden Spaziergang durch die ausgedehnten Felder unternahm, als ihre Wehen unerwartet eingesetzt hatten. Das Kind hatte anscheinend beschlossen, dass es seine neue Welt sofort kennenlernen wollte. Selbst die herbeigerufene Hilfe wollte es nicht mehr abwarten.

Annie Kalandra hatte Mutter und Kind durch die Geburt begleitet. Annie entfernte die Nabelschnur, mit der sich das schreiende Kind ansonsten hätte erwürgen können, sanft von